

Islam- und Araberbild in der deutschen Presse der 90 er Jahr

**FELLAHI Abdelkrim
Université Oran 2**

Abstract

Die Darstellung des Islam in den deutschen Medien, die hier als prototypisch für westliche Berichterstattung genommen wird, war auch auf längere Sicht betrachtet fast immer problematisch. Allerdings hat sich seit der sogenannten „Ölkrise“ in den 70er Jahren dieses Problem noch einmal verschärft. So wird den deutschen Medien von muslimischen, aber auch von deutschen Intellektuellen immer wieder „falsche Berichterstattung“ vorgeworfen. Gegen solche Vorwürfe verteidigen sich die Medienorgane, indem sie darauf hinweisen, sie berichteten „wahrheitsgetreu über Tatsachen“.

Schlüsselwörter

Islam – Arabisch – deutsche Presse -

Abstract

The portrayal of Islam in the German media, which is taken here as a prototype for Western reporting, was almost always problematic, even in the longer term. However, since the so-called “oil crisis” in the 1970s, this problem has worsened. The German media are repeatedly accused of "false reporting" by both Muslims and German intellectuals. The media outlets defend themselves against such allegations by pointing out that they are reporting “truthfully about facts”.

Keywords

Islam – Arabic – German media.

Einführung

Es geht hier nicht um die Überprüfung der in den Berichten „behaupteten Tatsachen“ an einer (natürlich gleichfalls durch Subjektivität geprägten) anderen Erfahrung, sondern um das Problem der Sprache in medialen Darstellungen. Aus diesem Problem resultieren bestimmte formel- und musterhafte, ja versatzstückartige Wahrnehmungen, die sich unbeirrt fortleben, die jeweils förmlich abgerufen werden und die Rezeption in spezifischer Weise steuern. Es soll im Folgenden versucht werden, einzelne Texte exemplarisch zu analysieren, um signifikante Besonderheiten der „Pressesprache“ und die Quellen dieses Sprachgebrauchs herauszuarbeiten. Die Texte zeigen, wie Nachrichten und Berichte durch die Art der Darstellung von etwas Fremdem, über das sie berichten, dessen Fremdheit noch verstärken. Dies ist nie eine Frage des Gegenstandes, sondern immer eine des Sprachgebrauchs:

Die sprache

Drei Arten dieses Sprachgebrauchs, die zur Verfremdung des Fremden führen, möchte ich hier besprechen.

„Der Spiegel“ 1/1993 berichtet von der Ermordung eines Deutschen. Eine Ägypterin wird der Tat verdächtigt, aber freigesprochen. Der „Spiegel“- Artikel holt jedoch durch seine Weise der Darstellung für sich sprachlich eine Verurteilung nach:

Im ersten Prozess gegen Aziza Razeg, 44, Ägypterin, vor dem Landgericht Wiesbaden von Februar bis Mai 1991 saß ihr Verteidiger, der Frankfurter Rechtsanwalt Jürgen Fischer, 42, nicht neben der Angeklagten.

Schon die ja nur vermutete Distanzierung des Verteidigers spricht für sich (obwohl es ja doch sein könnte, dass sich umgekehrt die Angeklagte von ihrem Verteidiger distanziert oder die Situation einfach verfahrenstechnische Gründe hat). Vollends aber die Beschreibung der Frau durch Attribute, die zum Gewohnten und Vertrauten different sind und die unter sich noch einmal divergieren, lässt Unheimliches, Undurchschaubares vermuten:

Aziza Razeg- fremdartig, dunkelhäutig, wenn sie sich schminkt, wirken ihre Lippen nicht rot, sondern noch dunkler als der Teint- gehört zu jenen Menschen, die dazu verleiten, falsch beurteilt zu werden. Sie bringt alles und alles zugleich.

Männer gegenüber im einen Augenblick kokett, im nächsten schon eine Rühr-mich-nicht-an-Person, schwankender Stimmung, hektisch, dramatisch, irritierend und irisierend, aber auch misstrauisch, unsicher, zutraulich und vertrauensselig [sic], den Beschützerinstinkt weckend und gleichzeitig Abwehr provozierend: Sie ist schon wieder Ihr Blick wirkt nicht gerade und offen. Das rechte Auge liegt still, während

das andere in Bewegung ist. Schielt sie? Hat sie einen schiefen Blick?

Die Beschreibung

Die disparate Beschreibung verwandelt den Menschen in einen Unmenschen, ein verqueres Stereotyp, an dem nichts mehr stimmt. Azizas äußeres Anderssein ist dreifach betont: „fremdartig, dunkelhäutig, wenn sie sich schminkt, wirken ihre Lippen [...] noch dunkler als der Teint.“ Ihr Verhalten ist mit dreizehn Adjektiven beschrieben, so dass die Überfülle der Kennzeichnungen jede einzelne relativ macht. Nichts gilt richtig. Die scheinbar detaillierte Beschreibung Azizas verliert sich in ihren Steigerungen und vernichtet sich selbst. Die fremde Person, die der Bericht beschreiben wollte, ist nicht mehr zu verstehen bzw. nicht mehr vorstellbar, weil die Vermittlung sie entfremdet. Dabei ist das Verfahren, die Person im Einzelnen festzulegen, im Ganzen aber völlig unidentifiziert zu lassen: „Sie bringt alles und alles zugleich.“ Ein Foto von Aziza ist dem Bericht beigelegt. Der erklärende Zusatz, der nichts erklärt: „Wie eine Romangestalt von Simenon“, verfremdet aber das fotografisch Anschauliche so gut wie im Text die Beschreibung das Beschriebene.

Auch Prominente des arabisch-islamischen Orients sind der Typisierung der deutschen Berichterstattung ausgesetzt. Ihre vorgeblichen Eigenschaften, durch die Zeitungsberichte verfremdet, werden nicht hinterfragt,

sondern übermäßig betont. Auch werden alle Unterscheidungen zwischen orientalischen Muslimen und orientalischen Christen verwischt, wenn es darum geht, Stereotypen des arabischen Politikers zu produzieren. Butros Butros Ghali ist ägyptischer Kopte; aber „der ehemalige Generalsekretär der Vereinten Nationen“ hat etwas, eine „Spur von Desaster“, an sich, wie der Titel eines Berichtes im nächsten „Spiegel“ heißt. Das Unheilige liegt in der vorgeprägten Vorstellung von der Art und den Schwächen eines orientalischen Politikers, seiner Unberechenbarkeit. Auf diese Vorstellung wird die Person bezogen. Es vermittelt sich der Eindruck, die Person sei richtig erkannt und durchschaut, wenn sie dem Schema entspricht:

Nicht nur politische Widrigkeiten haben freichlich Ghali in Schwierigkeiten gebracht. Viele Probleme hat sich der Generalsekretär selbst zuzuschreiben. Der Sproß einer wohlhabenden Familie war nie aufs Geldverdienen angewiesen. Sein Selbstbewusstsein ist so stark ausgeprägt, dass er auf seine Umgebung leicht arrogant und unduldsam wirkt. Diplomatie gehört nicht zu den Stärken des gelernten Diplomaten.

Butros Ghali, der das höchste diplomatische Amt der Welt innehatte, wird zum verkehrten Beispiel seines Berufstandes gemacht, es heißt weiter:

Rücksichten braucht der ehemalige Staatsminister für Auswärtige Angelegenheiten kaum zu nehmen, er

möchte nach Ablauf seiner fünfjährigen Amtsperiode nicht wieder gewählt werden.

Der Bericht macht den Generalsekretär der Vereinten Nationen, dessen Aufgabe es war, die internationalen Probleme zu lösen, zu jemandem, der sich selbst und andere nur in Schwierigkeiten bringt. Genauer, ein konkreter Vorwurf, wird nicht formuliert. Wohl aber bekommen wir die Anhäufung von Ghalis angeblichen Eigenschaften zu hören, denn „Diplomatie gehört nicht zu den Stärken des gelernten Diplomaten“. Um Ghalis „Selbstbewusstsein“ soll gehen. Gesprochen wird aber nur von Wirkungen auf andere, in einem so unspezifischen Verweis „auf seine Umgebung“, dass damit nichts anderes belegt werden kann als die Voreingenommenheit des Schreibenden. Unter dem Schein distanzierter Analyse nimmt die Beschreibung mit ihren Mitteln und Verfahrensweisen der Person jegliche moralische Integrität. Die Erfindung dieser Problematik, die das differenziert vermittelte Wissen über Butros Ghali wegstreicht, ist selbst keineswegs originär. Sie reproduziert vorurteilsbestimmte Schemata, schafft damit allerdings die Bedingungen reduzierter Wahrnehmung immer von neuem.

Das Beschreibungsverfahren der Medien ist, wenn sie über den Islam berichten, die Verfremdung durch einen

pauschalisierenden, undifferenzierten Sprachgebrauch. Einige Zeitungsberichte und –Meldungen möchte ich hier analysieren um zu zeigen, wohin diese Indifferenz führt.

Bild im Spiegel

„Der Spiegel“ 8/1993 berichtet über Algerien unter dem Titel „Sprache des Schwertes.“ Der archaische Stil ruft mittelalterliche Verhältnisse zurück. Die Anspielung auf das Mittelalter dient dazu, einen ganzen Komplex von Vorstellungen, u.a. die Erinnerung an die Kreuzzüge, ins Gedächtnis zu rufen. Die Reminiszenz an das Mittelalter erhält durch den Untertitel einen konkreten Bezug: „Islamische Fundamentalisten haben die Armee bis in die Führungsspitze unterwandert. Der Bürgerkrieg wird unerbittlicher.“ Damit ist problemlos der Eindruck gewalttätiger Ignoranz (derer, die nur die Sprache des Schwertes reden und verstehen können) zu dem einer schleichenden Gefahr hinübergespielt (einem „Unterwandern“), als schlösse das eine in seiner Klarheit das andere in seiner Undeutlichkeit nicht aus. Nähere Fragen zur Sache sind dann schon gar nicht mehr möglich, etwa die Frage danach, ob die Bewahrung und die Anwendung der religiösen Prinzipien überhaupt gefährlich ist und zum Bürgerkrieg führen kann oder ob das nur für die islamischen Gesellschaften gelten soll, wie der Bericht glauben machen will. Der Journalist sagt nicht einmal deutlich, dass er von den Aktivitäten der algerischen Terrororganisation „Heilsfront“ berichtet. Darum werden denn auch durch seine Ausdrucksweise fast alle Muslime verdächtig, zumindest alle algerischen, als rückständig einer mittelalterlichen Lebensform nachhängend (Schwert) und gleichzeitig nach den

Taktiken moderner Stadtguerilla verfahren. Als der Journalist einige „Siegesmeldungen“ zitiert, die der Verteidigungsminister „verkündet“ hat, bemerkt er nicht, dass er mit den Begriffen falsch umgeht: „Die ‘Schlinge um den Hals der Terroristen’ ziehe sich immer enger zusammen, bald sei der ‘Spuck’ vorbei“. Er weiß, wie die Terroristen von den Algeriern genannt werden, nämlich „Narren Gottes“. Das setzt er aber in einem breiten, ungefährlichen Bezug ein: Der Verteidigungsminister „Nisar selbst geriet in Visier der ‘Narren Gottes’, wie die radikalen Moslems in Algerien genannt werden“. Damit gelten Fundamentalisten und radikale Moslems für ununterscheidbar. Der Kampf gegen einen Staat und der Kampf für eine Religion sind dann ein und dasselbe. Außerdem wird einfach die Perspektive eines der Beteiligten im Konflikt übernommen. Der Journalist bemerkt nicht, wie sein schmales Ausdrucksrepertoire einen Sprachautomatismus über den Islam und über die Muslime in Gang setzt, der seine eigene „zwingende“ Dynamik entfaltet und der am Ende nicht einmal mehr Täter und Opfer unterscheiden kann, wenn sie beide Muslime sind. In dem Bericht werden die „Terroristen“ dreimal „Fundamentalisten“, fünfmal „Islamisten“, einmal „die militanten Moslems“, einmal „die Extremisten“ und einmal die „Untergrundkämpfer“ genannt. Damit ist dem Leser eine Sichtweise angeboten, aber in der geht alles durcheinander. Als einziges Resultat dieses Gewirrs und Gemisches ergibt sich eine globale Negation islamischer Lebensformen.

Mit dem Obertitel „Unser Marsch hat begonnen“ erscheint im „Spiegel“ 5/1993 ein Bericht, dessen Untertitel „Der Islamische Fundamentalismus“ - eine Revolte gegen den Westen und seine Weltordnung“ lautet. Die erklärende Bildunterschrift zu einem Foto von betenden Muslimen, das diesen Bericht begleitet, wird mit einem Zitat von Bassam Tibi kombiniert: „Moslems beim Freitagsgebet im Zentrum von Kairo: ‘Der Islam wird die ideologische Bewegungen gerade innerhalb der europäischen Kultur- und Bewusstseinsgeschichte aus dem Verfall, nicht aus der Stabilität von Religiösem. Denn die ideologischen Bewegungen ersetzen den Glauben durch die ‘Weltanschauung’. Hier, im „Spiegel-Bericht“, hingegen wird eine einfache Glaubenspraxis durch den Kommentar verwandelt zu einem ideologisch geprägten Massenaufstand gegen die europäische Zivilisation. Aber wo sonst sollen die kairinischen Muslime beten, wenn nicht in Kairo, wo und wie sie es seit mehr als tausend Jahren tun?

Der Bericht spricht gar nicht von terroristischen Organisationen, wohl aber über die Religion des Islam, und dies tatsächlich in der ideologisierenden Perspektive, die er am Beschriebenen zu erkennen glaubt. Denn Ober- und Untertitel des Berichtes stammen von Hassan el-Turabi, dem Anführer einer sudanesischen politischen Organisation namens „islamische Front“, die durchaus als faschistisch bezeichnet werden kann. So irrt der deutsche Journalist durch seinen Problembereich, den er

gar nicht übersieht und in dem er sich auf den Blick derer einlässt, die er zu bekämpfen glaubt. Mit „Moslems beim Freitagsgebet im Zentrum von Kairo“ hat das herzlich wenig zu tun.

Der Bericht behandelt nicht den Terrorismus und seine Gefahr, die ja in erster Linie die Muslime betrifft und die Muslime zu Opfern macht. Er spricht auf vier Seiten über den Islam, auf drei Seiten über die gegenwärtige Lage in den islamischen Ländern und in einer Spalte über die islamischen Organisationen, die die Regierungen der islamischen Länder bedrohen. Das journalistische Sprechen personifiziert in märchenhafter Verfremdung: „mit revolutionärer Energie mobilisiert der Islam, kämpferischste aller Weltreligionen, seine 1,2 Milliarden Gläubigen.“ Dieses polemische Bild der Mobilisierung ist nicht nur fremd, sondern auch unmöglich. Als zöge eine Armee von Süden gegen die Festung Europa auf.

Die hysterische Polemik findet andererseits aber die eigenen Positionen durchaus in dem wieder, was ihr so unheimlich ist. Die Staatsmänner der südlichen Hemisphäre kommen ihr wie letzte bedrohte Repräsentanten des eigenen Bewusstseins im Fremden vor. Das mag wohl auch daran liegen, dass die mediale Wirklichkeit von Zeitung und Fernsehen schlicht durch den relativ häufigen Bezug auf einzelne arabische Politiker für diese einzelnen eine Bekanntheit und Vertrautheit inszeniert, die natürlich nicht besteht und letztlich auch sofort wieder in jede Verfremdungen

umschlagen kann, für die die Darstellung Ghali hier ein Beispiel war. Im zitierten Beitrag gilt aber dies: „Unter dem Banner des Propheten bedrängen Fundamentalisten nahöstliche Präsidenten und Monarchen“. Die Perspektive des journalistischen Sprechens legt nahe, dass die „Präsidenten und Monarchen“ von dem hier im Text gefährlich gemachten Islam auszunehmen seien. Mit dem Pauschalurteil über den Islam birgt das aber die unsinnige Konsequenz in sich, diese Personen vor dem eigenen Lebenskontext schützen zu wollen, vor der eigenen Glaubensidentität, in der ein sogartig-aggressiver Charakter durchschlage. „Tag für Tag verneigen sich, hingezogen wie zum Kraftzentrum eines gewaltigen Magnetfeldes, Moslems zwischen Djakarta und Dakar, zwischen Senegal und Sumatra in Richtung Mekka, dem heiligsten Ort des Islam.“ Die Glaubenspraxis im Gebet wird nicht als die Zuwendung zu dem einzigen Gott verstanden, an den schließlich alle drei monotheistischen Religionen glauben, sondern als die blinde Hingabe an eine ungeheure Magie, die sich „Tag für Tag“ wiederholt. Die geographische Ausbreitung der islamischen Länder, von der der Leser zumeist nur eine sehr ungefähre Vorstellung hat, wird ihm hier durch die undifferenzierte Vermittlung totalisiert, so dass es scheint, als sei man irgendwie bereits umzingelt.

Der Automatismus des journalistischen Sprechens lässt keine einhaltende Reflexion zu, keine auf Unterschiede zwischen Islam und Christentum bedächtig eingehende,

sie abwägende Wahrnehmung. Allerdings keineswegs unklug, nur unredlich, wird mit einiger gedanklicher Anstrengung versucht, Belege so einzurichten und zu funktionalisieren, dass es zu dem längst feststehenden Urteil passt. Scheinbar harmlos und neutral wird wiedergegeben:

Bis zu fünfmal täglich murmelt ein Fünftel der Menschheit dabei die Bekenntnisformel: „La ilaha ila 'Llah“- „Es gibt keinen Gott außer Allah, Mohammed ist der Gesandte Gottes.“

Zunächst erhöht das natürlich den Eindruck der Permanenz und ständigen Präsenz der Gefahr: das fanatische Gebet, wie der Bericht meint, wiederholt sich nicht nur „Tag für Tag“, sondern „fünfmal täglich“ bei einem „Fünftel der Menschheit“, die ja dazu noch ihr „Bekenntnis“, eine bloße „Formel“ manisch, wie besessen, vor sich hin „murmelt“. Die orthographische Umschrift des Bekenntnisses der Muslime zu ihrer Religion vermittelt den Eindruck von Authentizität, indes wird die Übersetzung verfälschend. Sie überträgt den Begriff „Allah“ einmal mit „Gott“ und einmal lässt sie den arabischen Begriff für Gott, nämlich „Allah“, orthographiert stehen. Durch dieses Verfahren erweckt sie den Eindruck, die Muslime würden, indem sie zu Allah beten, den wahren Gott verleugnen, während sie von nichts anderem sprechen als von der Göttlichkeit Gottes, des einen Gottes, mit einem Ausdruck von Intensität der Gotteserfahrung, die vielleicht am besten

vergleichbar ist mit dem steigenden Selbstbezug biblischer Rede in Wendungen wie „König der Könige“ oder „Buch der Bücher“. Davon weiß der „Spiegel-Text natürlich nichts und will davon auch nichts wissen.

Die Sprache als Verständigungsmedium zwischen Völkern, Religionen und Zivilisationen verkehrt der Bericht in ihr Gegenteil und lässt sie seinen feindseligen Zielen dienen. Ebenso wenig will er informativ sein, wenn er Aussagen von Politikern und Historikern zitiert. Die Zitate zielen auf eine Mobilmachung gegen den Islam und gegen den Islam und gegen die Muslime ab. Zur Bestätigung beruft sich der Text auf den Chomeini-Nachfolger Ali Chomeini: „Den Koran in der einen Hand, das Schwert in der anderen Hand: So führte unser Prophet seinen göttlichen Auftrag aus. Der Islam ist keine Religion für Duckmäuser, sondern Glaube derjenigen, die den Kampf und die Vergeltung schätzen“. Dass ein solcher Fanatismus auch vom Islam verurteilt und von der absoluten Mehrheit der Muslime abgelehnt wird, bleibt unerwähnt. Die selektive Auswahl des Zitierten erlaubt es dem Zitierenden sogar noch, sich selbst als bedächtig, ja geradezu als differenzierend zu präsentieren: „Der Islam ist die heute wohl vitalste, vor allem aber die kämpferischste aller Weltreligionen.“ Dabei ist die Abwägung nur eine Frage der Syntax („vor allem aber“), während die Semantik („vitalste“, „kämpferischste“) in der Reihung der Superlative den Eindruck bedrohlicher Aktivität intensiviert.

Völlig aus dem Kontext gerissen wird ein Zitat des Azhar-Universitätsprofessors Dr. Tantawi, des Mufti von Ägypten, ein kleiner Zitatausschnitt aus einem Interview, das im selben „Spiegel“ erscheint und an seiner Stelle drei Seiten einnimmt: „Die Moslems zerfleischen sich“. Das macht den Eindruck von aufeinander gehetzten ineinander verbissenen Tieren. Worum geht es aber eigentlich? Die Frage des Spiegels und die Antwort des Mufti lauten:

Spiegel: In Afghanistan bekämpfen sich rivalisierende Moslem-Gruppen bis aufs Blut. In Ägypten morden Extremisten gemäßigte Moslems. Ist die Einheit der islamischen Welt nur Fiktion?

Mufti: In Afghanistan und leider auch anderswo dient der Islam oft als Feigenblatt für einen rücksichtlosen Kampf um Einfluss und Posten. Moslems zerfleischen sich. Der Islam muss, wie gelegentlich auch andere Religionen, immer häufiger als Rechtfertigung für niedrige Beweggründe herhalten.

Das partikelhafte Zitieren dieser Argumentation bleibt völlig hinter dem Niveau des Zitierten zurück.

Als der Bezug auf den französischen Historiker Alexis de Tocquville geht, wird parenthetisch eingegriffen, damit hier nicht womöglich ein richtiger Eindruck den falschen ersetzt:

Schon der französische Historiker Alexis de Tocquville hatte im 19. Jahrhundert die zentrale – und für das aufgeklärte Abendland bedrohliche- Eigenart des Islam erkannt: die Verschmelzung von geistiger und weltlicher Autorität, von Religion und Politik.

Was der französische Historiker wirklich gesagt hat, wird aber erst nach dieser Einrichtung des Blicks wiedergegeben. Das hat, wie jetzt jedoch kaum noch bemerkbar werden kann, wenig mit den Absichten des „Spiegel- Autors zu tu. Alexis de Tocquville sagt:

Bild der “Mohamedaner“

Der Mohammedanismus ist [...] diejenige Religion, welche die beiden Machtbereiche am vollständigsten miteinander vermengt und verwischt hat, so dass alles Handeln im bürgerlichen und politischen Leben mehr oder minder vom Gesetz geregelt wird.

Aber der „Spiegel“ – Bericht will im Islam nichts anders sehen als das, was er dafür hält. Und den Muslimen keine andere Identität zubilligen als seine eigene „aufgeklärte abendländliche“. Das Andere muss in der Perspektive des Berichtserstatters einfach bedrohlich sein, und gegen diese Bedrohung muss man vorgehen. Der Bericht benutzt völlig undifferenziert, aber immer mit negativem Akzent, Ausdrücke wie „militanter Islam“, „heiliger Krieg“, „Blutopfer“, „globale islamische Supermacht“, „Gottesreich aller Moslems, das vom Atlantik bis nach Südostasien reichen soll“, „Gottesmann“,

„Religionskrieg“. Die Vokabeln sind frei verfügbares Material für die Konstruktion des Feindbildes. Mit dieser Art von deutscher Berichtserstattung erübrigt sich die Frage danach, wer wohl für einen Religionskrieg mobil machen möchte. Das gibt es Zusammenhänge, die sehr wenig zum konstruierten Bild passen möchten, schon dies, dass der Terrorismus maßgeblich von solchen ausgeht, die von den USA militärisch ausgebildet wurden, um in Afghanistan gegen die sowjetische Besatzung zu operieren, auch den Islam ein großer Name ist, unter dem heimlich und ungestört die kriegsähnliche Aneignung, ja der Raub der Rohstoffe des arabischen Raumes durch den so arg bedrängten Westen weitergehen kann, gestützt von raffinierten Verschuldungsstrategien. Wie passt das zur geschürten Angst?

Droht dem Westen statt der überwundenen „roten“ nun die „grüne“ Gefahr? Setzen 700 Jahre nach den Kreuzzügen die arabischen Moslems zum Gegenschlag an, „zum Sturm auf die Zitadellen des Wohlstandes, der Freiheit und der Demokratie“, wie die Süddeutsche Zeitung bangt?

Fast erübrigt es sich, noch ausdrücklich auf Widersprüche hinzuweisen. Vom Islam heißt es einerseits: „Sie [die Religion] ist einfach und konkreter als die älteren Religionen von Hindus, Buddhisten, Juden und Christen. Sie kennt sich so Geheimnisvolles[...]“; andererseits soll gelten: „Als solcher ist er [der Islam]

eine Religion, die sich westlichem Kultur- und Politikverständnis weitgehend entzieht und deshalb auf viele archaisch, irrational und aggressiv wirkt.“ Und wenn dann „unbestreitbar ist: Keine Weltreligion verbreitet sich derzeit so schnell, mit Wachstumsraten, von denen der Papst nur träumen kann“, dann wird noch die hohe Geburtenrate in arabischen Ländern, die schwere soziale und ökonomische Probleme mit sich führt, zu einer Kriegstaktik in der großen Auseinandersetzung gemacht.

Der ganze „Spiegel“ - Artikel über den Islam ist dem allem nur eine journalistische Zurüstung zu einem neuen Weltkonflikt, auf den sich der NATO- Oberbefehlshaber John Galvin in seiner Abschiedsrede in Brüssel bereit gedanklich eingestellt hat:

Den Kalten Krieg haben wir gewonnen. Nach einer siebzugjährigen Abirung kommen wir nun zur eigentlichen Konfliktachse der 1300 Jahre zurück. Das ist die große Auseinandersetzung mit dem Islam.

In „Die Zeit“, Nr. 2 von 1995, erscheint ein Bericht mit dem Nebentitel „Der Kardinal von Paris spricht erstmal von Glaubenskrieg“. Der Haupttitel heißt: „Mord im Pfarrhaus“. Es geht um Terroranschläge, die sehr mit der leidvollen französisch-algerischen Geschichte zu tun haben, aber umstandslos übersetzt werden in die entwickelte neue Konstellation: „Vier islamische

Terroristen starben bei der Erstürmung einer Air-France-Maschine in Marseille zu Weihnachten. Vier katholische Priester wurden kurz darauf im algerischen Tizi-Ouzou ermordet.“ Der Bericht ruft „Glaubenskrieg“ und „islamisch“ als Orientierungsvokabeln für die eingestimmte Leserschaft auf. Aber der zitierte Kardinal meint ganz anderes:

Nicht das Gesetz des Islam, sondern der Ungeist der Blutrache führte die Mörder ins Pfarrhaus. Gleichviel, Jean-Marie Lustiger, der Kardinal von Paris, sah in der Bluttat „ein Drama für das Gleichgewicht unserer beiden Zivilisationen“.

Der Kardinal spricht gar nicht vom Glaubenskrieg, wie der Bericht es behauptet. Er unterscheidet gerade den Terrorismus von Geist und Gesetz des Islam. Er weist auf die ganz anderen Kontexte hin, die hier ursächlich sind, und, da er sehr wohl zwischen Islam und dem unterscheiden kann, was hier „Islamismus“ genannt wird, hat er selbst noch für letzteres einen differenzierten Blick:

Für Lustiger lässt sich der Islamismus nicht einfach auf politische, wirtschaftliche oder kulturelle Phänomene reduzieren, der Kardinal rechnet diese Tat dem Kampf der Demokratie gegen den Totalitarismus zu. Für ihn, daran ließ er vergangene Woche wenig Zweifel, sind die Grenzen des Dialogs erreicht.

Der Bericht geht darauf im Grunde gar nicht ein und hat dann sogar das Problem, dass er in seiner Perspektive sich ständig widerlegt finden muss durch die eigenen Beispiele, die er beigibt: „Für die Unabhängigkeit Algeriens kämpften auch viele Christen; bis heute wird der 91jährige Kardinal Duval in Algier als Befreiungsheld verehrt“. Hat das mit einem „Glaubenskrieg“ zu tun? Oder dies „[...] noch immer krönt Notre-Dame d’Afrique die Hügel der Hauptstadt, und keiner stört sich daran“? Offenbar sind die „Reizwörter“ und „Reizvorstellungen“, die die Konfliktsbeschreibung leiten, bereits so mächtig, dass sich dadurch jede konkrete Erfahrung, die sich nicht fügt, einfach neutralisiert findet.

Eigentlich übernehmen die Zeitungsberichte damit die Wunschvorstellung und abstrusen Phantasien der Extremisten. Das heißt, diese Berichte lassen sich von den Parolen verführen, von denen sie behaupten, durch sie werde die islamische Welt fanatisiert, so in einem „Zeit“ – Artikel von November 1992: „Vom Indus bis zum Atlas predigen Islamisten einen Gottesstaat. Ihr Aufstand sorgt bei uns für Schrecken und Schlagzeilen.“ Der dagegen gesetzte Maßstab heißt wie selbstverständlich und als sei es eine völlig mit sich identische Norm: Demokratie, in ihrer großen abendländlichen Tradition- „das jähe Auftauchen des Islam auf der Weltbühne [wirkt] wie das absolute andere. So ähnlich müssen auf die Hellenen die Barbaren gewirkt

haben“. Unbemerkt bleibt, dass seit eh und je die demokratischen Prozesse in den islamischen Ländern durch westliche Einflussnahme zerschlagen werden. Auch der Kapitalismus durfte und darf in den islamischen Ländern nie als ein produktiver Kapitalismus existieren, denn nur als abhängiger Markt für die westlichen Länder wurde und wird an den islamischen Ländern festgehalten. Wie oft unterstützten, unterstützen, beschützen die westlichen Länder die Tyrannen und Diktatoren der islamischen Völker gegen diese Völker selbst. Nichts wird dazu gesagt, dass der Westen seine Demokratie nur in den westlichen Ländern praktiziert sehen will.

An einer Stelle wird der Text transparent für Dimensionen des Islam; es ist aber auch die Stelle, die verrät, was bei all den Inszenierungen islamischer Aggression wirklich Angst bereitet: die islamische Identität als solche und die Krisen europäischen Bewusstseins:

Wo aus dem Ost-West-Gegensatz ein Nord-Süd-Konflikt wird, liefert dieser Islam dem Süden eine neue Identität, ein ideologisches Vokabular der Mobilisierung und des Kampfes. Diese Blickweise passt zu unseren Gewissheiten. Nur wird dabei übersehen, wie sehr die Reislamisierung zu den Umbrüchen unseres Fin de siècle gehört und sie an Weltwirtschaft und Weltkultur ebenso teilhat wie am Erbe ihrer eigenen Zivilisation.

Die Terroristen sind gar nicht das Thema der journalistischen Berichte. Vielmehr richtet er sich gegen die islamische Identität, gegen die sie mobil machen wollen, wobei der Terrorismus und der Fanatismus nur als Feigenblatt benutzt werden.

Unter Betonung der Differenzen und bei Unterschlagung der kulturellen und historischen Gemeinsamkeiten beider Kulturkreise wird in der medialen Darstellung nicht das Andere, sondern etwas Unverständliches sichtbar.

„Die Zeit“, Nr. 17 von April 1991, berichtet über eine wissenschaftliche, ja islamwissenschaftliche Einrichtung, nämlich die Azhar-Universität. Man erwartet Informationen und Auskünfte, die dies Unbekannte bekannter machen können. Der Bericht liefert stattdessen ein exotisches Bild, das mit der Azhar-Universität gar nichts zu tun hat. Die Kategorien der Betrachtung sind die des Interessanten, Abwegigen, Schillernden, und des Idyllischen, wobei das Kriterium ist, größtmögliche Gegensätze zum europäisch Gewohnten aufzubauen. Freilich unterläuft dabei mancher Vorstellungsbruch, der zeigt, dass Berichtende gar kein Vokabular für die Beschreibung des Exotischen hätte, wenn es denn so exotisch wäre. Er gibt dem Bericht die Überschrift: „Allahs allerhöchste Schule“ und den Untertitel: „Die Al-Azhar-Universität in Kairo: Wo der Islam seine geistige Elite trainiert“. Das nimmt sich aus, als würde eine

Fußballmannschaft auf eine Weltmeisterschaft vorbereitet.

Bild des Orients

Versucht wird der Aufbau einer Kino-nahen Atmosphäre, eines Orient-Abenteuers:

Gegenüber von Universität und Moschee, liegt der Khan el Khalili, der größte Bazar der Stadt. Ein Tunnel, dessen Eingänge belagert sind von Bettlern ohne Beine von der Moschee unter der Strasse hindurch.

Die Bettler ohne Beine, die trotzdem die Eingänge belagern können, wirken hier geisterhaft. Ahmed, der Pförtner der Azhar- Moschee, der den Journalisten zu sich nach Hause einlädt, wird mühelos dem Eindruckhaften integriert, weil hier Stimmigkeit und Buntheit des exotischen Bildes eines sind. Der etwas ratlose Fremde fragt sich, ob nicht alles hier unauflösbar ineinander verschränkt ist. Ob sich nicht alles bedingt: diese fremde Religion mit ihrem unbegreiflichen Trostvorrat und dieser ebenso unbegreiflich trostlose Alltag. Ahmeds tristes Leben- und Ahmeds Gott.

Die Bibliothek der Handschriften wird zur islamischen Variante der verstaubten Bücherwelt im Film „Der Name der Rose“, nach Ecos Mittelalter-Roman, eine mönchische Kultur der Schriftbewahrung mit universalwissenschaftlichen Durcheinander:

Auf schiefen Holzregalen lasten Folianten, unter Glasvitrinen ruhen die ältesten Handschriften der Azhar, religiöse Koranmanuskripte, Schriften auch über Vogelflug und Sternenkunde und Anleitungen zum Bau von Kanälen und zur Flussregulierung.

Das Durcheinander setzt sich in einer Landschaftsbeschreibung fort:

Vom Dach aus überblickt man den Basar und das Armenviertel und sieht, über Bäume und Gerümpel eines Hinterhofs hinweg, den Campus der Universität. Die Luft schwirrt von Vogelstimmen. Der Präsident wird zum Sultan, sein Amtszimmer soll von fern an haremsähnliche Zustände erinnern:

Professor Abdel Fattah El-Scheich, Präsident der Azhar und zuständig für die nicht-theologischen Fakultäten, empfängt in seinem Büro, das so groß wie ein Tanzsaal ist. Auch hier handgemalte Suren hinter Glas, ein edeler Teppich, der Präsident ist flankiert von zwei, drei Sekretärinnen, die ihm unablässig Papiere auf den Schreibtisch legen.

Je länger die Darstellung bei einer Person verweilt, desto mehr macht sie aus ihr eine Karikatur Karl May-ähnlichen Formats:

„Eine ruhmreiche Geschichte“, sagt Scheich El-Mahdi, der General Director for Information of Al-Azhar Office, ein bauchiger Herr mit gefegtem Vollbart, modischer

Brille und prächtig weißem Turban. Seit Gründung der Moschee und also vom ersten Tage an hätten viele große Männer hier gelernt und gelehrt. Dann angelt er aus seiner Schreibtischlade eine mächtige Blechbüchse mit dicken Bonbons, klatscht in die Hände: Ein Diener erscheint, der Scheich ordert türkischen Kaffee für den Gast, Zitronentee für sich.

Das hat alles aber nicht nur den Zweck der Unterhaltung. Es dient auch der Unterstellung von Rückständigkeit. Hier ist das Exotische gleichbedeutend mit dem Nicht-Modernen und mit fehlender Offenheit des Denkens, falschem Befangensein in einer übermächtigen Tradition:

Und wohl seit Nassers Reformgebot im Jahr 1961 auch Mädchen an der Azhar studieren dürfen und auch naturwissenschaftliche Fächer wie Maschinenbau und Medizin in den Lehrplan aufgenommen wurden, ist das religionstheologische Seminar die größte und bedeutendste Abteilung der Azhar- eine Universität in der Universität.

Dieser Geruch des Rückständigen wird dann kombiniert mit Halbinformationen über fehlende Meinungsfreiheit, die dem europäischen Journalismus immer die Begründung dafür lieferte und liefert, behaupten zu dürfen, was er wolle: so auch hier „[...] seit den Studentenrevolten der achtziger Jahre hat Mubarak mit rigiden Mitteln den Protest gedämpft „; oder:

Aber politische Krisenzeichen häufen sich. Der Auftakt zur Reislamisierung auch in Ägypten war die Entführung und Ermordung des liberalen Religionsministers Scheich Dahabi im Jahr 1977- durch eine Studentengruppe der Al-Azhar-Dependance in Damahur.

In den 80er Jahren gab es keine Studentenrevolten in Ägypten und ebenso wenig einen Religionsminister. Dahabi war Stiftungsminister und Scheich, d.h. Professor an der Azhar-Universität. Seine Entführer und Mörder waren Ingenieure, die alle an der Kairo-Universität studiert haben. –An all den Aussagen ist nur dies richtig, dass nichts davon stimmt, nicht einmal die beigefügten Abbildungen bilden das Gemeinte ab. Zu sehen ist eine Gruppe von Männern unterschiedlichen Alters, wohl 20jährig einige, einige aber auch wohl 70jährig. Wahrscheinlich sind es Betende in der Moschee, beim Koranstudium. Was macht das schon, wenn schließlich die Moschee und die Universität ja doch einen gemeinsamen Namen tragen?

Arabisch-Islamische Bilder

Es ließen sich die Beispiele für den unüberlegten Ton im Umgang mit dem Arabischen und dem Islamischen fast zahllos vermehren, mit Titeln wie „Kein Friede für Allahs Völker“, „Handel mit den Henkern“ (im Iran), „Grüß Allah von mir!“, „Tugendterror“, „Auch uns hat Allah das Leben genommen“ und „Der Ruf des Muezzin erschallt wieder. Droht der Türkei nach Wahlerfolgen der

Fundamentalisten eine islamische Revolution?“ Das sind Beispiele, zum Teil recht schlimme, für einen Zustand, der deutlich zeigt, dass der Dialog und die Auseinandersetzung der Kulturen nicht dem Journalismus überlassen werden dürfen, umso mehr dann nicht, wenn seine Oberflächlichkeiten entschieden das öffentliche Bewusstsein zu lenken verstehen. Eine andere Seite des Problems ist, dass der arabische Journalismus seine eigene Front gegen den Westen auch längst aufgebaut hat. Dabei entschuldigt aber das Hier nicht das Dort. Vielmehr ist beides zusammen der Ausdruck eminenter Gefährdung durch unbedachte Worte, wo leicht das eine das andere gibt.

Immerhin gibt es auch anderes festzustellen. Gegen die üblich gewordene Berichterstattung haben manche deutschen Politiker, Wissenschaftler und Geistliche Position bezogen. Eine angemessene Betrachtung, eben auch des Gemeinsamen, wird gefordert. Der Altbundeskanzler Helmut Schmidt fordert unter dem Titel „Wir haben die gleichen Propheten“ Verständnis für den Islam und will einen Dialog mit den Muslimen eröffnen, der nicht nur den Zweck haben soll, die wirtschaftlichen Interessen des Westens geltend zu machen. „Für die westliche Welt ist es wichtig, den Islam zu verstehen. Wir müssen lernen, Gespräche mit Muslimen zu führen, die über das Wetter oder die Lieferung von Maschinen, Flugzeugen, Waffen oder über Öl hinausgehen.“

Schlussfolgerung

Der frühere Bischof von Wien, Franz König, fordert „ein Klima der gegenseitigen Wertschätzung zu schaffen und eine solide Kenntnis der beiden Welten mitzubringen.“ Der deutsche Islamwissenschaftler Fritz Steppat plädiert für besseres Verständnis des Islam: „Aufgeschlossen, tolerant, modern- so präsentierte sich der frühe Islam. Heute fühlen sich die Fundamentalisten vom Westen ins politische und kulturelle Abseits gedrängt.“

- **Bibliographie**

- Deutsche Zeitungen der 90 Jahren.

- **FELLAHI Abdelkrim**
- **Université Oran 2**
- **Domaine de recherche : Didactique d'allemand et Langues de spécialité**
- **Email : treuermann@live.fr**